

Corinna Waffender

# Sterben war gestern

Kriminalroman

Querverlag

Dieses Buch erzählt eine fiktive Geschichte. Figuren und Handlung sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit Lebenden oder bereits Verstorbenen sind rein zufälliger Natur.

Erste Auflage September 2011

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung eines Fotos von miradora.

Gesamtherstellung: CPI Moravia

ISBN 978-3-89656-190-9

Printed in the Czech Republic.

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH und Salzgeber & Co. Medien GmbH

Mehringdamm 33, 10961 Berlin

[www.querverlag.de](http://www.querverlag.de) • [www.salzgeber.de](http://www.salzgeber.de)

„Warum kommst du nicht mit zum Strandfeuer?“ Ewald Klee versperrte ihr nach dem Abendessen spielerisch den Weg zur Treppe.

„Ich mag kein Feuer.“

„Grundsätzlich nicht?“

„Grundsätzlich nicht.“

„Dann ist das natürlich nicht das Richtige.“

„Eben.“

Inge ließ ihn großlos stehen, zog sich am Treppengeländer hinauf und versuchte, die Stufen möglichst schnell zu nehmen. Flucht nach vorn, nur keine Rede und Antwort stehen, bloß zurück ins Zimmer. Irgendwie die Tür aufschließen, hinter sich zuziehen, zum Bett stolpern und liegen. Das Wummern im Kopf, das Karussellfahren, alles besser als die Welt da draußen, die Stimmen, das fremde Leben.

Feuer, dachte sie, ausgerechnet.

Und schon lief der Film: Wie der ohrenbetäubende Knall das Frühstück mit Verónica jäh beendete. Wie sie beide gleichzeitig zum offenen Fenster rannten und nach unten sahen. Wie sie ihren Augen nicht trauten, wie sie allmählich begriffen, was auf der Straße vor dem Haus brannte und was das bedeutete. Wie sie die Feuerwehr und einen Krankenwagen riefen, wie sie die Treppen hinterliefen, wie sie die bewusstlos vor dem Auto liegende Johanna von den Schaulustigen abschirmten, sie in die stabile Seitenlage brachten, wie Minuten zu Stunden wurden. Bis endlich das Martinshorn zu hören war, musste Verónica unter Aufbietung all ihrer Kräfte Susanne festhalten, damit sie nicht zu nah an ihre Tochter kam: *O Gott, o Gott, o Gott, das darf nicht wahr sein, bitte, bitte, bitte, lass es nicht wahr sein.* Das Entsetzen, das Schreien, das Murmeln der Umstehenden, und immer wieder der verwundete Körper der Zweiundzwanzigjährigen auf dem Asphalt. Johanna, die sie kannte, seitdem sie auf der Welt war, die sich zehn Minuten zuvor Inges Auto geliehen hatte, um eine Freundin vom Flughafen abzuholen.

Inge hob den Arm und malte Achten in die Luft. Die Gedankenschleife ließ sich nur unterbrechen, wenn sie die linke und die rechte Gehirnhälfte miteinander verband. Behauptete ihre Therapeutin in Berlin. Doch sie wusste, es würde nur wenige Minuten dauern, bis der brennende Wagen wieder vor ihrem inneren Auge auftauchte; das Wort Feuer reichte aus, um die Bilder im Handumdrehen zu aktualisieren. Am Anfang hatte sie kaum eine Zigarette anzünden können, hatte wochenlang statt eines Feuerzeugs oder Streichhölzer einen Elektroanzünder benutzt. Ihr ganzes Empfinden von Hitze hatte sich verändert, nachdem sie neben Johanna auf den Krankenwagen gewartet

hatte, ihren eigenen Körper schützend vor das Mädchen gebeugt, den Blick fest auf die geschlossenen Augen gerichtet, auf ein Wunder hoffend.

Ein Wunder, das nicht eingetreten war.

Eigentlich war es noch zu früh zum Schlafen, eigentlich sollte sie Verónica noch anrufen, die sicher wissen wollte, wie der erste Tag verlaufen war. Was würde sie dann sagen? Dass sie Angst in diesem Zimmer hatte, sich fühlte wie in einem billigen Motel, an dem die Autos vorbeirasteten, während sie an Ort und Stelle verrückt wurde?

Die Patientin in Zimmer 101 sah und hörte nichts. Nicht das Geräusch von geschütteltem Benzin in einem Kanister in der Dunkelheit. Nicht das Aufprallen des leeren Plastikbehälters im Sand. Nicht das Streichholz, das über die Reibfläche gezogen wurde, kurz und hart, bis zum Funkenschlag. Und nicht das sich entfachende Feuer, das die Wände und den Boden entlangzüngelte und bald den leblosen Körper in der Mitte erreichen würde. Es wäre nur eine Frage der Zeit, bis die Flammen die gelbe Strickjacke und das orangefarbene Kleid vernichten, die Haare von dem seitlich aufliegenden Kopf fressen und sich an der Haut festbeißen würden.

Bis auf die Notbeleuchtung im Foyer und das funzellige Licht im Schwesternzimmer war in der Klinik alles dunkel. Wer unter Schlaflosigkeit litt, sah mit Kopfhörern fern, um die Zimmernachbarn nicht zu stören, oder hörte eine der Entspannungs-CDs, die man sich in der Bibliothek samt tragbarem CD-Player ausleihen konnte. Schwester Agathe war während ihres heutigen Bereitschaftsdienstes nur einmal gestört worden – der Patient aus Zimmer 405 hatte um eine Wärmflasche gebeten.

Die Krankenschwester war erschöpft, sie hatte schon einen anstrengenden Arbeitstag gehabt. Ausgestreckt und mit hinter dem Kopf verschränkten Armen lag sie auf der Pritsche im Schwesternzimmer und erlaubte sich, den Pieper ans Revers geheftet, das Handy in der Kitteltasche und das mobile Kliniktelefon in der rechten Hand, ein ganz klein wenig zu dösen.

Als es dicht neben ihrem Ohr klingelte, schreckte sie sofort hoch, drückte geistesgegenwärtig auf die grüne Taste und sprach ohne Zögern klar und deutlich in den Hörer: „Fachklinik Seerose, Schwester Agathe, ja bitte?“

„Moin! Bei euch brennt was! Ich glaub die Raucherhütte.“ Die männliche Stimme am anderen Ende klang nicht besonders aufgeregt. „Wir haben Meldung bekommen, rücken jetzt mal an.“

Noch immer leicht benommen, rutschte Agathe Simonis von der Liege, fuhr sich durch ihre kurzen Haare, die nach dem Liegen nach allen Seiten abstehen mussten, und lief eilig auf die Terrasse. Noch bevor sie den Blick ganz nach links wandte, nahm sie die zuckende Helligkeit aus dem Augenwinkel wahr. Sie kam nicht von dem Feuerplatz, an dem sich die Patienten am Abend mit ihren Therapeuten zu einem Reinigungsritual getroffen hatten, wie es regelmäßig einmal in der Woche stattfand. Es kam aus der Richtung des ehemaligen Wasserwacht-häuschens: Aus den Fenstern des Raucherraums schlugen Flammen.

Ein Ruck ging durch den schmalen Körper von Schwester Agathe. Sie musste etwas tun. Schon hörte sie die Sirenen der Feuerwehr, als sie die Nummer des Professors wählte. Heute war sie ganz sicher: Dies war einer der Fälle, in denen er geweckt werden wollte.

Inge Nowak erwachte von Sirenen. Trotz der starken Schlafmittel im Blut setzte sie sich sofort auf und betrachtete bewegungslos die wilden Schatten, die die Blaulichter an die Wände warfen. Träumte sie schon wieder schlecht oder fuhren vor ihrem Fenster wirklich Einsatzwagen der Feuerwehr vorbei? Sie schlug die Bettdecke zurück, knöpfte den obersten Knopf ihrer Pyjamajacke zu, schlüpfte in ihre Flipflops vor dem Bett und ging auf den Balkon. Bis hierhin konnte es noch ein Albtraum sein, einer von vielen nächtlichen Filmen, die allesamt mit Sirenen begannen und verbrannten Körpern aufhörten. Nicht selten kam sie im Badezimmer oder in der Küche bei dem Versuch zu sich, einen Eimer Wasser zu holen, oder am Fenster, weil sie den Brand nur spürte oder hörte, nicht aber sehen konnte. Doch der Lärm vor der Klinik und auf der Straße war zu real für einen Traum, das sich hektisch drehende Licht auf dem nun folgenden Krankenwagen zu vertraut und das Stimmengewirr unten am Eingang zu deutlich.

„Der Raucherklub brennt!“

„Wegen dem Lagerfeuer?“

„Quatsch. Das ist doch viel zu weit weg.“

„Außerdem war das total aus, als wir gegangen sind.“

„Hat bestimmt einer seine Kippe nicht richtig ausgemacht!“

„Dann ist jetzt hoffentlich endlich Schluss mit der Raucherei.“

Inge Nowak atmete innerlich auf. Es war also eine Hütte, die brannte, kein Wohnhaus. Kein Unfall oder Schlimmeres. Ihr Herz, das bis zum Halse schlug, beruhigte sich ein wenig, sie ging zurück in ihr Zimmer und schloss die Balkontür, um das Ereignis auszusperren. Sie war nicht im

Dienst und morgen würde sie sicher alles darüber erfahren, ohne dass sie auch nur eine Frage stellen müsste.

An Schlafen war jetzt allerdings nicht mehr zu denken. Zu dicht waren ihr die Geräusche gekommen, zu lange hatte sie dem Blaulicht nachgestarrt, das in Richtung Strand verschwunden war.

Damals nach dem Attentat hatte sie gleich ihren Vorgesetzten angerufen und ihm alles erzählt. Kriminalrat Helmut Frickel hatte am anderen Ende lange geschwiegen und dann gesagt: „Kommen Sie morgen in mein Büro und reden Sie bis dahin mit niemandem darüber.“ Erst am Abend war sie ins Krankenhaus gefahren. Bis dahin hatte sie die Zeit damit verbracht, sich unaufhörlich Vorwürfe zu machen und die von Verónica einzustecken, die nicht weniger unter Schock stand als sie selbst. Schweigend waren beide mit dem Aufzug zur Intensivstation gefahren. Johannas Mutter hatte man ein starkes Beruhigungsmittel verabreicht, das sie noch davon abhielt, darüber nachzudenken, was eigentlich aus welchem Grund genau passiert war. Sie lächelte erschöpft, als sie ihre Nachbarinnen sah, ein Lächeln, das Inge Nowak niemals vergessen sollte, denn es war die letzte freundliche Geste, die ihr die langjährige Freundin zuteil werden ließ. Susanne nahm nicht wahr, dass sich Inge und Verónica vor dem behandelnden Arzt auswiesen, sowenig sie in ihrem Zustand begriff, dass die beiden Frauen nicht nur privat hier waren.

Johanna hing an Schläuchen, die in einer stählernen Apparatur voller Monitore, Schalter, Hebel und Knöpfe endeten. Ihr Körper lag unbedeckt auf einer silbrigen Folie, der Blick durch die milchige Scheibe erlaubte nur eine Andeutung dessen, was ein ausgestreckter Mensch auf einem Bett war.

„Ist sie bei Bewusstsein?“, fragte Inge Nowak fast unhörbar.

„Nein. Wir haben sie in ein künstliches Koma versetzt. Und da bleibt sie, bis wir alle nötigen Operationen durchgeführt haben. Wir holen sie erst wieder, wenn wir die Schmerzen unter Kontrolle halten können. Also so in drei bis vier Tagen“, antwortete der Arzt sachlich. „Es sieht schlimmer aus, als es ist. Sie hat wahnsinniges Glück gehabt. Wenn das eine Autobombe war, dann ist sie nicht richtig detoniert.“

Bei diesem Gedanken zuckte Inge Nowak zusammen.

„Sie ist im Moment in einer anderen Welt. Wir verlängern diese Pause, solange es geht, bevor die Wirklichkeit sie wie ein Bumerang einholen wird.“

„Wie lange wird es dauern, bis sie wieder...?“ Inge konnte den Satz nicht beenden. Ihr fehlte jede Vorstellung.

„Wochen, Monate. Das kommt auf ihre Selbstheilungskräfte und ihre Konstitution an. Sie wird einige Zeit hier bleiben müssen. Wir sind spezialisiert auf so etwas.“

„Auf was genau?“

„Brandopfer. Hauttransplantationen. Glauben Sie mir, es hätte sie schlimmer erwischen können. Wir kriegen hier ganz andere Fälle rein. An der Patientin ist ja noch alles dran. Sie hat starke Verbrennungen an den Gliedmaßen, aber sie wird überleben. Füße und Hände sind nur oberflächlich betroffen, Gesicht und Oberkörper kaum – das ist ein wahres Wunder.“ Er blickte auf seine schlafende Patientin. „Und die restlichen Unvorstellbarkeiten vollbringen unsere Chirurgen.“

„Sie war noch nicht angeschnallt, hatte zum Ausparken wohl die Fahrertür noch offengelassen und wurde sofort

aus dem Wagen geschleudert“, sagte Verónica leise. „Glück im Unglück.“

„Das erklärt einiges.“ Er schaute auf seinen Pieper, der begonnen hatte zu vibrieren. „Wir werden ihr helfen können, es wird eine Weile dauern, aber irgendwann wird sie nach Hause zurückkehren, es wird erträglich werden und sie wird lernen, mit den Folgen zu leben.“

Der Chefarzt der Abteilung für Brandopfer des Berliner Bundeswehrkrankenhauses hatte aufmunternd gelächelt, aber schon da hatte Inge Nowak gewusst, dass auch in ihrem eigenen Leben nichts mehr so sein würde wie früher. Das war vor gut sechs Monaten gewesen und seither trennte sich die Welt in ein Davor und ein Danach.

Hätte sie die Drohungen ernst genommen, hätte sie es verhindern können. Hätte sie getan, was sie hätte tun müssen, wäre alles nicht passiert. Aber sie hatte die Zettel unter ihrem Scheibenwischer und im Briefkasten verschwinden lassen, hatte Verónica nicht beunruhigen wollen und sich selbst vorgemacht, keine Angst zu haben. Berufsrisiko.

Die Bombe hatte ihr gegolten. Rache für elf Jahre Gefängnis wegen Mordes. Gregor Mannstein, frühzeitig entlassen wegen guter Führung und mit Krebs im Endstadium, hatte vor seinem eigenen Tod nur noch ein Ziel gehabt: diejenige zu quälen, die ihn seiner Freiheit beraubt hatte. In seinen kühnsten Träumen hätte er sich nicht vorzustellen gewagt, wie gut ihm das gelungen war. Denn schlimmer als jede Verletzung und jeder Verlust war die Schuld. Johanna hätte in diesem Jahr ihren Bachelor machen können, wenn Inge verantwortungsvoller gehandelt hätte. Stattdessen befand sich die Sportwissenschaftsstudentin jetzt in einer Spezial-Rehaklinik, um zu lernen, den Ausnahmezustand als Alltag zu akzeptieren. Johannas

Mutter wäre schon vor Monaten nach Kanada ausgewandert. Sie hätte den so lange vorbereiteten Neubeginn in der zweiten Lebenshälfte geschafft, wenn Inge nicht einem Konflikt aus dem Weg hätte gehen wollen. Nun verbrachte Susanne ihre Zeit mit der Sorge um ihre erwachsene Tochter, die plötzlich wieder ihre Kleine geworden war. Und schließlich würde Verónica Inge heute noch vertrauen können, wenn sie nicht wüsste, dass es nur dem Zufall zu verdanken war, dass nicht sie an diesem Samstagmorgen die Zündung ihres Wagens betätigt hatte.

Gregor Mannstein war seinem Leiden inzwischen erlegen. Inge Nowak war diese Gnade nicht vergönnt.